Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 93 (2003)

Heft: [3]

Artikel: Zur Geschichte der Sterbekultur in der Schweiz : Kontinuitäten und Brüche

Autor: Hugger, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1003975

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

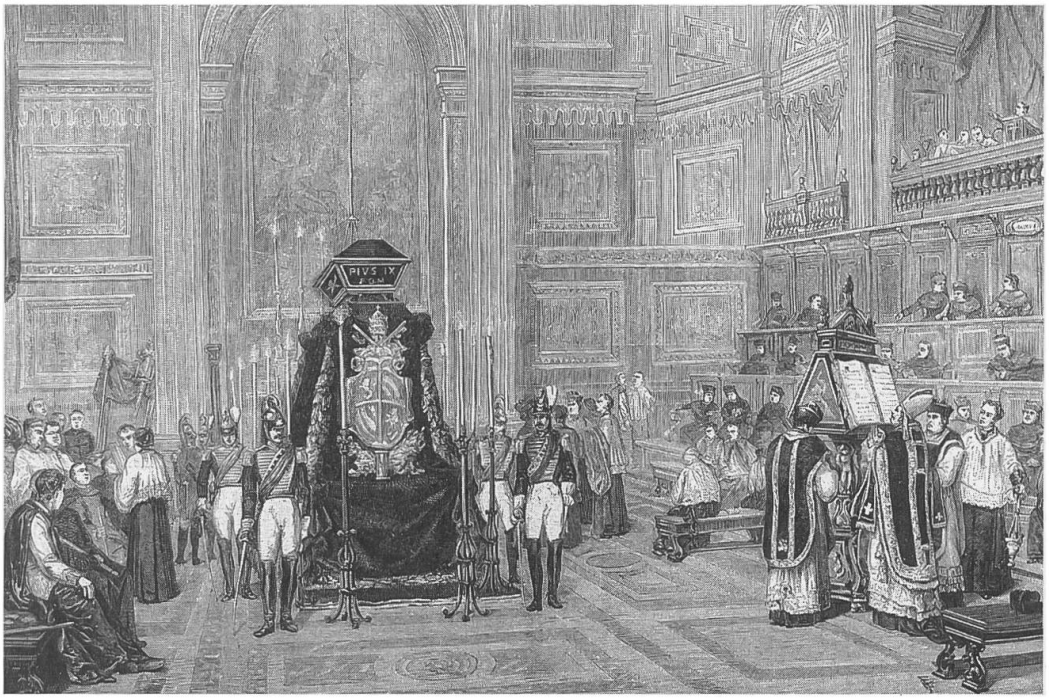
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Paul Hugger

Zur Geschichte der Sterbekultur in der Schweiz. Kontinuitäten und Brüche[1]



Die Kulturgeschichte des Todes, also der durch Tradition und Ritus bestimmte Umgang mit Tod und Toten im Laufe der Jahrtausende und über alle Breiten hinweg, gleicht einem Dschungel, in dem man rasch orientierungslos wird. Ich versuche aus der Masse der Phänomene einzelne Aspekte herauszugreifen und daraus einige allgemeine Erkenntnisse abzuleiten, auf der Suche nach Kontinuitäten und Brüchen. Wenn dadurch das Interesse am Thema aus historischer Sicht geweckt wird, wenn sich zeigt, dass wir nicht am Ende einer *ars moriendi* stehen, sondern mitten in Wellenbewegungen der menschlichen Kulturgeschichte, dass die Menschen heute viele Elemente des Früheren aufnehmen und dies auch morgen noch tun werden und dass wir so aus dem Studium des Vergangenen einen geschärften Blick für die Analyse und das Verständnis des Gegenwärtigen gewinnen und gelassener werden, dann ist mein Ziel erreicht.

Im Januar und Februar 1878 sterben innerhalb dreier Wochen in Rom König Victor Emanuel II. und Papst Pius IX. Die fast gleichzeitigen Bestattungen dieser Vertreter der weltlichen und der geistlichen Macht und politischen Gegenspieler

[1] Gekürzte Fassung eines Vortags an der Paulus-Akademie Zürich (6. Februar 2003) anlässlich einer Tagung über «Sterben – Tod – Trauer. Auf der Suche nach einer neuen Kultur des Abschieds».

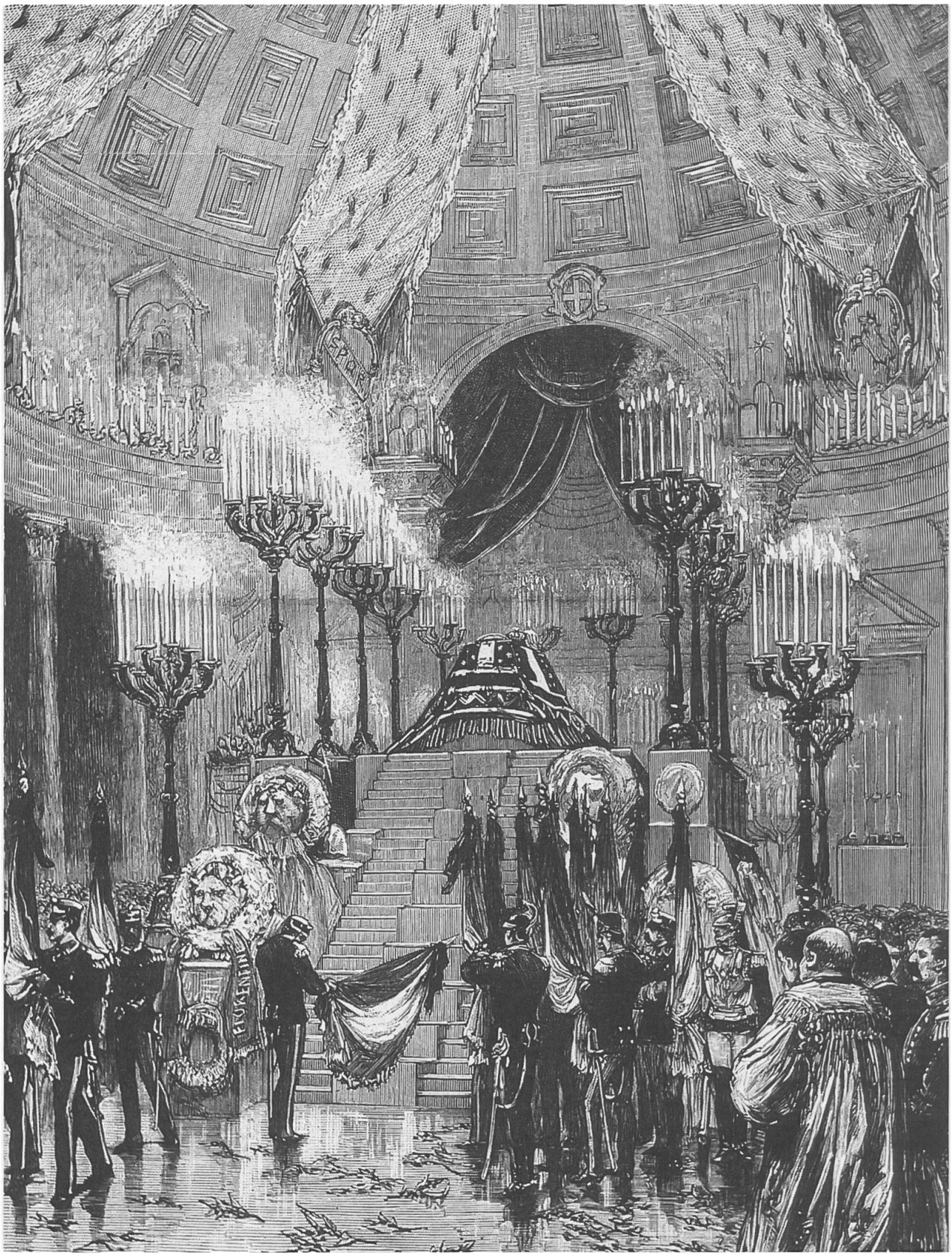
Inhaltsverzeichnis

Zur Geschichte der Sterbekultur in der Schweiz 113

Mitteilungen/Communications 122

Buchanzeigen/ Annonces de parution 123

Ausstellungen/ Expositions 129



weisen sehr ähnliche Züge einer pompösen Inszenierung auf, deren Elemente tief in die Kulturgeschichte des Abendlands zurückreichen. Die Aufbahrung und die Bestattungszeremonien sind während mehrerer Wochen das Hauptthema einiger Ausgaben der «Illustration. Journal Universel» (Band 71, 1878), mit einer Fülle von meist ganzseitigen Holzstichen. Die Leichen liegen, tagelang aufgebahrt aber doch durch den Aufwand entrückt,

den Trauerbezeigungen des Volks bzw. der Gläubigen dargeboten, sie sind geschmückt mit den Insignien ihrer Macht, es ist in beiden Fällen eine eigentliche *elevatio*. Wir stehen auf dem Höhepunkt einer Bestattungskultur, die den Tod – vor allem der Grossen – zu einem zentralen gesellschaftlichen Ereignis macht, zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und zwar nicht den Unfall- oder Katastrophentod, sondern das normale Abtreten von der Bühne infolge Krankheit oder Alter.

Was hier in Rom vorging, war einerseits eine Demonstration von Macht, der Macht einer Dynastie oder Institution; die Idee des Staates oder der Kirche ist im Toten inkarniert und symbolisiert. Anderseits führen die Beispiele eine Dramaturgie des Todes vor, wie wir sie uns heute kaum mehr vorstellen können und wohl auch nicht mehr ertragen würden. Die Majestät des Todes, der Todesgedanke rückt ins Zentrum des Lebens und Denkens einer ganzen Nation oder Glaubensgemeinschaft.

Diese beiden Beispiele erlauben es mir, auf verschiedene Motive und Elemente der europäischen Bestattungskulturen einzugehen und sie im geschichtlichen Wandel zu kommentieren:

Erstens stehen sie für das, was in weiten Teilen Europas seit Jahrhunderten üblich war, von St. Petersburg bis Lissabon und von Stockholm bis Neapel, mit örtlichen Variationen natürlich, und dies über beide konfessionelle Räume hinweg: Der Tod als gesellschaftliches «Event», um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen. Diese Events, symbolisiert in den Grossen dieser Welt, strahlten nach allen Seiten aus und wirkten als Vorbilder, selbstverständlich in sozialer Abstufung bis zur kleinsten Dosierung. Formen und Inhalte wurden über die gesellschaftlichen Zwischenglieder vermittelt und erreichten schliesslich, stark abgeschwächt, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert auch die untersten Schichten in Form etwa des *convoi funèbre*. Oben ein Beispiel von 1910 aus Kleinhüningen bei Basel. Selbstverständlich

konnten sich die wirtschaftlich schwachen Schichten nicht den Aufwand etwa des Hochadels leisten, aber geschmacksbildend waren die Vorbilder dennoch. Als Beispiele von aufwendigen Bestattungsfeierlichkeiten in unserem Land können jene von Bischof Gaspard Mermillod (1892) in Genf angeführt werden, mit der Aufbahrung und dem Trauergottesdienst im durch grosse schwarze Tuchfahnen ausgekleideten hohen Kirchenschiff, oder weltlicher die Beerdigung von General Hans Herzog (1894), von der ein Leporello erschien. Dass auch heute gewisse Bestattungen ein grosses Interesse finden können, beweisen der Tod von Lady Diana und ihr Grab auf einer kleinen Insel, das zu einem Publikumsmagnet geworden ist. Offenbar verliert es gegenwärtig an Anziehungskraft, was lange für die Erinnerungskapelle an die ebenfalls im Auto verunfallte belgische Königin Astrid (†1935) bei Küssnacht nicht zutraf, die heute noch, vor allem sommers, von zahlreichen belgischen Touristen und Touristinnen besucht wird.

Zweitens: Das Gesetz der sinkenden Kulturschichten ist allgemein bekannt: Vorbilder wirken von oben nach unten. Die neuere Kulturanalyse hat gewisse Einschränkungen angebracht, wonach Einflüsse auch von unten nach oben wirkten. Aber täuschen wir uns nicht: Selbst wenn Vertreter des Establishments Elemente von unten aufnehmen, so werden diese meist uminterpretiert. Nehmen wir das anonyme Gemeinschaftsgrab oder den *jardin du souvenir*, wie es in der französischen Schweiz genannt wird. Als die ersten Bestattungen dieser Art in der Moderne auftauchten, waren es nicht die Unbemittelten, die sie wählten. Für diese galt noch lange das Reihengrab mit einem ordentlichen Grabstein als Ideal. Es waren nonkonforme Menschen, Intellektuelle, geistig oder gesellschaftlich unabhängige Personen, die es sich leisten konnten, die Normen zu missachten, oft als Demonstration gegen gedankenlose Konventionen. Die Verletzung der Normen, das Sich-davon-Dispensieren, ist das Privileg der Betuchten.

Das anonyme Begräbnis, die Grabstätte ohne Name und Zeichen, war jahrhundertelang das Los der unteren und mittleren Schichten, von der Spätantike bis zum Spätmittelalter. Nur wenige, eine ganz dünne Schicht, konnten sich ein Grab mit Erinnerungszeichen, einer Inschrift etwa, leisten, sei es in den Kirchen selbst oder an deren Aussenwänden. Die Handwerkergilden des Mittelalters hatten als erklärtes Ziel, den Mitgliedern ein standesgemässes Leichenbegräbnis zu ermöglichen. So scheint sich in der Moderne der Kreis zu schliessen, allerdings mit entgegengesetzter gesellschaftlicher Sinngebung.

Drittens: Bei den oben erwähnten römischen Begräbnissen ist der Tote im Zentrum – der Tote, der zu schlummern scheint und entsprechend präpariert wurde. Der Tod also als Schlaf. Nirgends entdecken wir das Schreckensbild eines Totengerippes, des Sensenmannes, wie es jahrhundertelang, vor allem im Barock, zum Bild der Öffentlichkeit gehörte. In diesem Sinn hat das 19. Jahrhundert mit einer tausendjährigen Tradition gebrochen, wonach man ein Leben lang in die hohlen Augen des Totenschädels schaute. Bereits besteht die Tendenz, den Tod zu verschleiern. Gewiss, in den gottesdienstlichen Texten war der Tod noch präsent, aber er erschien als Ereignis des Übergangs, als Einladung zum Gericht und nicht als schauerlicher Vorgang

der Verwesung. Auf den Grabdenkmälern hatte jedoch bereits eine vom Bürgertum inbrünstig aufgenommene Darstellung des Todes als die Elegie des Schlafes begonnen.
Viertens: Die Knochenmänner, der Tod als Gerippe mit grinsendem Schädel, sind jedoch nicht für alle Zeiten verabschiedet. Sie treten auch in der Moderne auf, zeitweilig, in Phasen. Als ich die Materialien zum Buch «Meister Tod» sammelte, war gerade eine solche Phase im Gang. Jugendliche sprayten Totenschädel an die Wände, als Werbegag starrten Gerippe von Plakatsäulen. Gewiss, die Motive und Intentionen sind im Vergleich zum barocken Brauchtum andere. Wurde dort das Über- oder Endzeitliche anvisiert, der Mensch in seiner Hinfälligkeit, so liegen die Gründe bei den Jugendlichen sicher in einer psychischen Befindlichkeit dieses Alters, in der Faszination des Todesgedankens, des Risikos. Der Werbung anderseits sind alle Mittel recht, um Kaufanreize auszulösen. Noch immer wirkt das Gerippe als Symbol der Vergänglichkeit und mahnt zum *carpe diem*, hier zum raschen Konsum.
Und schliesslich sei an die Ausstellung der plastinierten Leichen des Heidelberger Anatomen Gunter von Hagens erinnert, welche 1999/2000 in Basel zum Erstaunen vieler Scharen von Besuchern anlockte und die bis heute an andern Orten Kontroversen auslöst.
Fünftens: Die kulturellen «Moden» folgen sich immer schneller, das macht die Entwicklung verwirrend. Letztlich gehen aber keine kulturellen Grundelemente der Vergangenheit verloren. Wir müssen zwischen kleinen Wellen, wie sie sich etwa beim Interesse fürs Makabre manifestieren, und den grossen Wellen unterscheiden, die Jahrhunderte erfassen und von den Betroffenen selbst kaum zu erkennen sind. Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, ob wir am Anfang einer neuen Sepulkralkultur stehen, die ihre eigenen Strukturen entwickelt, Strukturen, welche einer modernen Gesellschaft mit ihren neuen technischen Kommunikationsformen angepasst sind. Es gibt dafür Hinweise:
Eine der auffälligsten gegenwärtigen Polaritäten liegt im Gegensatz von Anonymität und Individualität, einerseits in der Tendenz, das Sterben und den letzten Abschied des Menschen möglichst anonym zu gestalten, unter Verzicht auf Besonderheiten – die Menschen also gleich im Tod, anderseits im Bestreben, dem Vorgang einen spezifischen, individuellen Charakter zu geben.
Im katholischen Ritus – um ein Beispiel für die Ausflachung zu nennen – gab es früher eine Verabschiedung des Toten in Stufen, die rituell genau vorgegeben waren: die Totenwache und die Bestattung mit der Totenmesse, der Siebente, der Dreissigste und das Jahresgedächtnis, wobei immer wieder der oder die Tote erwähnt und ins Bewusstsein der Gemeinschaft gerufen wurde. Davon ist wenig übriggeblieben. Wir haben uns daran gewöhnt, dass es immer häufiger heisst, die Beisetzung habe bereits im engsten privaten Kreis stattgefunden.
Aber es gibt gegenläufige Erscheinungen. Lange Zeit waren z.B. die Todesanzeigen von einer geisttötenden Gleichförmigkeit. «Wir haben die

schmerzliche Pflicht ...» oder so ähnlich tönte es. In den Westschweizer Zeitungen ist dies immer noch der Fall, wie auch in manchen Deutschschweizer Zeitungen. Es gibt jedoch auch andere Stimmen. Vor allem die «Neue Zürcher Zeitung» wirkt hier innovativ. Die Tendenz geht weg vom gleichlautenden Formeltext hin zum eigenwilligen Individualtext, der etwas von der Einmaligkeit des oder der Verstorbenen und seiner Beziehungen zu Familie und Freunden wiedergeben will. In der NZZ vom 18. Juni 2002 wendet sich ein Klaus Fischer-Topsoe-Jensen, der mit 92 Jahren starb, an die Hinterbliebenen und die übrigen Leser. Dass sich der Tote an die Lebenden wendet, um sie zu trösten und um eine Bilanz des Lebens zu ziehen, hat Tradition. Der «sprechende Tote» zieht sich als Phänomen durch die Jahrhunderte. Er trat etwa bei den französischen *compagnons boulangers* auf, wo bei der Bestattung ein Gefährte aus der Grube heraus einen tiefen Seufzer ausstiess, dem die anwesenden Kameraden antworteten. Anderswo, etwa in Niederösterreich, sprach ein Vorbeter oder Tischler beim Sarg namens des Toten, im Engadin antwortete der Tote in der Leichenklage den einzelnen Verwandten, er tröstete sie mit der Nachricht, dass es ihm gut gehe usw. Das wohl berühmteste Beispiel stammt aus dem Kulturkreis der Tscheremissen, einer heute verschwundenen Ethnie nordöstlich von Moskau.[2]

Ein weiteres Beispiel: Leidbildchen als Trauerandenken sind selten geworden. Sie finden sich noch in einzelnen Regionen der Schweiz, etwa im Oberwallis. Aber eine andere Gewohnheit scheint sich, gerade von diesen Reliktregionen her, auszubreiten: die *pro memoria*, die Gedenkanzeigen in den Zeitungen. Oft weisen sie ein Porträt auf. Sie drücken die Trauer der Hinterbliebenen aus. Dabei wenden sich diese meist an den Toten selber. «Déjà trois ans que tu nous as quittés» usw. Der Brauch findet sich vor allem in den frankophonen Gegenden, aber auch in Zeitungen der Zentralschweiz, und er breitet sich über die früheren konfessionellen Grenzen hinaus. In der Tatsache, dass die Öffentlichkeit noch nach Jahren in die Trauer miteinbezogen wird, äussert sich eine Gegenbewegung zur vielberufenen Anonymisierung.

Ein letztes, besonders deutliches Phänomen der Wiederkehr von längst vergessen geglaubten Anschauungen und Praktiken liefert die Friedwald-Bewegung. Sie bringt eine der neuesten und interessantesten Formen im Bestattungswesen. Man kann den Vorgang als «Renaissance der Baummystik» kennzeichnen. Die neue Friedhofsform begann 1998 mit einer ersten Baumbestattung im Friedwald bei Mammern und breitete sich rasch über weite Gebiete der Schweiz aus. 2001 waren es bereits rund dreissig Bestattungsplätze. Der Vorgang ist folgender: Der Interessent wählt in einem zu diesem Zweck gepachteten Waldstück einen Baum aus und erwirbt ihn, wobei der Betrag bei 5000 Franken liegt. Der Baum erhält ein Nummernschild und wird unter dem Namen des «Besitzers» registriert. Nach seinem Ableben wird die Asche ins Wurzelwerk eingebracht, wobei die Angehörigen die Zeremonie gestalten. Auf Wunsch kann auch die Asche eines Haustiers zugegeben werden. Der Friedwald trägt ausser kleinen Schildern kein weite-

[2] Vgl. dazu Paul Hugger: Die Darstellung soeben Verstorbener durch Lebende. Eine vergleichende volkskundliche Studie. In: SAVk 65/1969, 180–207.

res Zeichen: keine besonderen Wege, keine Kreuze, keine speziellen Blumen, nichts unterscheidet ihn von einem gewöhnlichen Stück Wald. Der Grundbesitzer verpflichtet sich, die Bäume während 99 Jahren stehen zu lassen.
Die Burgergemeinde Bern z.B. hat im März 2002 in ihren Waldungen fünf Teilstücke dem Verein Friedwald verpachtet. Wie überall gab es auch hier Stimmen dafür und dagegen. Für die einen entsprechen diese neuen Bestattungsformen einem Bedürfnis moderner Menschen, andere erachten die Abkehr von der gemeinschaftlichen Trauer in einem begrenzten Raum hin zur privaten Trauer draussen im Wald als fragwürdig. Ohne Zweifel steht der Gedanke des Friedwalds in der Verlängerung des Friedhofs als Naturpark, wie er im 19. Jahrhundert und besonders seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufkam und im Waldfriedhof eine überzeugende Ausformung erreichte. Es kommt aber neu die Vorstellung dazu, in der Symbiose mit dem Baum ein gewisses Weiterleben zu erreichen. Wir sind meilenweit vom Kirchhof als *locus sacer* entfernt, wo durch die Fürbitte der Heiligen himmlische Gnadenströme den Verstorbenen zugute kommen. Und doch ist das alles nicht so neu. Den meisten wohl unbewusst, lebt in der Bestattungsform des Friedwalds ein alter Baumkult weiter, eine Baummystik, welche die tiefe Verwandtschaft des menschlichen Lebens mit dem des Baumes betonte.
Und nochmals weitet sich der Blick, indem ich etwas zu den grossen Linien in der Entwicklung der Sepulkralkultur sagen möchte, wie sie vor allem der französische Historiker Philippe Ariès aufgezeigt hat. Ich beschränke mich auf den Wandel seit dem Frühmittelalter, denn Kontinuitäten weiter zurück lassen sich nicht belegen und sind rein hypothetisch. Ariès unterscheidet drei dominante Phasen, denen er je einen Begriff zuordnet, der die jeweilige Einstellung zum Tod charakterisiert. *La mort apprivoisée* zunächst, die Periode, wo der Tod seinen Schrecken verliert und gleichsam vom Menschen gebändigt wird. Es folgt eine Periode, für die es die Umschreibung *la mort ensauvagée* gibt: Der Tod zeigt erneut sein furchterregendes Antlitz. Für die Moderne wählt Ariès den Begriff *la mort inversée*, des tabuisierten, verdrängten Todes. Mit dem Gegensatzpaar *la mort de soi* und *la mort de toi* charakterisiert der Autor schliesslich eine Entwicklung, die sich im Lauf der Zeit im Menschen selbst vollzog.
Bis ins 12. Jahrhundert hinein nimmt der Christ den Tod als etwas Gottgegebenes und Selbstverständliches an. Das äussert sich auch darin, dass man die seit der Antike ausserhalb der Siedlungen angelegten Grabstätten mehr und mehr in den Bereich der Lebenden zurückführt. Kirche und Kirchhof werden zum Schauplatz der Begräbnisse. Der Kirchhof hat eine vielfältige Funktion, er ist auch Ort geselligen Tuns, von Märkten usw. Das ist natürlich nur denkbar, wenn kaum Grabzeichen darauf stehen. Die Begräbnisstätte bleibt weitgehend anonym, nur die Vornehmen haben im Kirchenraum oder in den Kreuzgängen ihre Grabmonumente.
In den folgenden Jahrhunderten weckt die Vorstellung eines Fegefeuers das Bedürfnis, etwas für die eigene Seelenruhe und die naher Verstorbener zu tun. Der französische Historiker Jacques Le Goff hat die Geburt des Fegefeuers ins 12. Jahrhundert angesetzt. Der Tod wird damit klerikalisiert, die

Kirche und das Volk entwickeln reiche Riten zum Heile der Armen Seelen. Die Gebete und Ritualhandlungen vermitteln das Bild des Todes als eines Tors zu allenfalls qualvollen Orten der Reinigung.
Aufgrund entsprechender Vermächtnisse erwächst ein ganzes Sozialsystem, das bis ins 17. und 18. Jahrhundert die Gesellschaft prägt: Vergabungen für Schulen, Armenhäuser, Asyle etc. Das bürgerliche 19. Jahrhundert mit dem sich etablierenden Sozialstaat bricht mit dieser Tradition. Nun sind visuelle Formen der Wertschätzung und der Teilnahme erwünscht, Blumenspenden, Kränze, Beileidsschreiben, Trauertafeln usw. Der heutige Verzicht auf solche Äusserlichkeiten und der Hinweis, dass allfällige Spenden an karitative Institutionen zu richten seien, knüpft in einem gewissen Sinne wieder an den älteren Gewohnheiten an, allerdings ohne die religiöse Grundannahme.
In Deutschland und in der Schweiz bewirkt die Reformation dort, wo sie greift, einen Kahlschlag der religiösen Riten rund um das Sterben – ein Vorgang, der in Frankreich kaum ins Gewicht fällt. In den reformierten Territorien werden die Kirchhöfe aufgehoben und als Friedhöfe ausserhalb der Siedlungen verlegt. Damit sollte ein für allemal der Zusammenhang zwischen religiöser Totenfürsorge und Sakralraum gekappt werden. Die christliche Sepulkralkultur knüpfte so wieder bei den Anfängen in der Spätantike an. Eine ähnliche Entwicklung trat in Frankreich erst im 18. Jahrhundert auf, und zwar aus ganz anderen Motiven, die sich dann allerdings über ganz Europa ausbreiteten. Die Menschen erfasste – unter dem Einfluss einer neuen wissenschaftlichen Hygiene – das Grauen vor den grossen Totenfeldern in den Städten, die oft überbelegt und verwahrlost waren. Das Verstricktsein mit den Toten, die daraus erwachsenden Gefahren für die Gesundheit erschienen unerträglich. In nächtlichen Aktionen hob man in Paris die Stadtfriedhöfe aus und verlegte die Toten in periphere Anlagen, ein Prozess, der bis weit ins 19. Jahrhundert hinein andauerte, zumal die neuen Friedhöfe bald von den ausufernden Stadtsiedlungen wieder eingeholt wurden.
Die Ausgestaltung der Friedhöfe in Europa verlief im 19. Jahrhundert nach Konfessionen unterschiedlich. Das evangelische Norddeutschland wurde in diesen Jahrzehnten zum Promotor parkähnlicher Anlagen. Der landschaftliche Freiraum führte zu einer neuen Grabmalkunst, die sich nicht mehr mit der christlichen Symbolik begnügte. Auch das Grauen wich auf den Grabdenkmälern einer elegischen Ästhetik: das Eingehen in eine Welt des Lichtes, in einer Sphäre der Glückseligkeit, wo die Liebenden vereint sind. Die Stunde der Romantik war angebrochen. Die nächsten Etappen folgten sich immer schneller: die Waldfriedhöfe, mit dem Prototyp 1907 in München, dann die Anlagen der Friedhof-Reformbewegung nach dem Ersten Weltkrieg, die funktionalen Gräberfelder der Weimarer Republik, die auch unter dem Einfluss der Kriegerfriedhöfe des Ersten Weltkriegs standen – Ausdruck einer als demokratisch empfundenen Gesellschaft, die keine Klassenunterschiede mehr kennen wollte. In der Moderne geht die Tendenz immer mehr zu rasengeprägten Grabfeldern, Friedhöfen ganz ohne Grabmäler, in einer von Architekten gestalteten Erinnerungs- und Erholungslandschaft. Diese Entwicklung hat allerdings in den romanischen Ländern kaum ein Pendant.

«Auf der Suche nach einer neuen Kultur des Abschieds», so lautet das Thema dieser Tagung. Aus meinen Ausführungen ergeben sich folgende Schlüsse:

1. Vergangene Kulturelemente und Grundhaltungen sind kaum je gänzlich verabschiedet. Sie tauchen immer wieder und unerwartet auf. Ohne den Begriff des kollektiven Unbewussten zu strapazieren, scheint vieles in den Grundbedürfnissen unserer Psyche und den entsprechenden Ausdrucksmöglichkeiten, die ja nicht unbegrenzt sind, zu gründen. So flackert Ähnliches immer wieder auf, meist mit unterschiedlicher Sinngebung. Es ist das gleiche und doch nicht dasselbe.
2. Ohne Zweifel trachtet die gegenwärtige Gesellschaft nach einer neuen Kultur des Abschieds. Aber es wird wohl nie mehr eine einzige, einheitliche, für alle verbindliche Bestattungskultur geben. Wir formulieren also besser: «Unterwegs zu neuen Bestattungskulturen». Diese werden gruppenspezifisch sein, mit wesentlichen individuellen Abwandlungen. Der persönlichen Kreativität wird weit mehr Raum gegeben sein als früher, wo die institutionellen, vor allem die kirchlichen Vorgaben den Raster bestimmten. Letztlich werden die neuen Abschiedsrituale (extrem traditionalistische Kreise natürlich ausgenommen) Teil einer neuen «Volkskultur» sein, welche durch Synkretismus charakterisiert sein wird.
3. Wie solche Rituale im einzelnen aussehen werden, können wir nur hypothetisch annehmen. Ein Grundzug wird der erwähnte, stark individuelle und individualisierende Zug sein. Die neuen Trauerkulturen werden weniger auf gesellschaftlichen Zwängen und Konventionen beruhen. Sie werden sich vielmehr an die je individuellen Bedürfnisse anpassen, dabei aber doch die gesellschaftlichen Angebote nutzen. Denn täuschen wir uns nicht: Die aufkommenden Bestattungskulturen werden in ihrer Gänze kaum individuell selbstgestaltet und durchdacht sein. Die Menschen – gemäss einer verbreiteten geistigen Trägheit und wohl auch Hilflosigkeit in schweren Momenten – werden auch hier über vorgegebene Angebote froh sein. Sie werden sich immer wieder hinter die Konventionen flüchten, die Sicherheit und Halt in der Krise bieten. Vieles wird folglich auch hier zur Routine gerinnen. Das zeigen schon viele Todesanzeigen in den heutigen Zeitungen, die zwar neue Impulse aufgenommen, sie aber in ein «Normalticket» umgewandelt haben. Dennoch bleibt der Schluss, dass neue Kulturen des Abschieds wohl bereits angebrochen sind, dass wir Theoretiker vielleicht zu sehr in Vorstellungen dessen, wie eine würdige Kultur des Sterbens und der Trauer aussehen soll, befangen sind um zu sehen, dass die Menschen heute bereits in einer Vielzahl von Formen Neues gestalten, das ihnen und ihrem Empfinden gemäss ist. Auch wenn es nicht unserem Idealbild entspricht.[3]

Prof. Dr. Paul Hugger, rue J.-Chardonne 9, 1803 Chardonne

[3] Vergleich zur Thematik auch Paul Hugger: Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Liechtenstein. Zürich 2002.